Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 16 (1912)

Artikel: Das liebe Mariechen
Autor: Wenger, Lisa
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574551

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das liebe Mariechen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von Lisa Wenger, Delsberg.

I.

Mitten auf dem runden Rücken eines bewaldeten Hügels stand ein altes Klösterlein, das sich vor kurzem gehäutet hatte und nun mit den vielen Blumen im Fenster und den beiden Oleanderbäumen vor dem Hause dastand wie eine Braut, bereit, Liebe zu verschwenden und entgegenzunehmen, stolz und demütig zugleich ob ihres zukünftigen Reichtums.

Das Kloster war in eine Rettungsanstalt für gefallene protestantische Mädchen umgewandelt worden. In schwarzen, steifen Buchstaben stand über der Türe geschrieben: Marienheim, darunter in kleineren: Joh. 8, 11.

Auf der Schwelle wartete Schwester Anna, erfüllt von der Liebe, die den Schöpfer dieser Worte beseelte, und sah, die Augen beschattend, scharf auf den Weg, der in das Tal hinunterführte. Ihr weißes Häubchen, ihre große Schürze und ihr gutes, gehorsames Gesicht glänzten vor Sauberkeit. Der Ausdruck des ganzen Antlitzes spiegelte Pflichtgefühl und Freundlichkeit, und trotz den etwas groben Zügen war es angenehm. Schlangenklugheit aber, als schier unerläßliche Beigabe für jemand, der unangefochten den Spaziergang durch das Leben unternehmen möchte, fehlte.

Erwartungsvoll sah die Gute den Weg entlang, der vom Klösterlein — so wurde es in der Umgegend immer noch genannt — durch eine lachende Blumenwiese einem Wäldchen zuführte, durch das die Erwarteten kommen sollten. Sie setzte sich auf die grüne Bank, die neben dem Eingang stand, und fing an zu stricken.

Schwester Anna, die Hülfsschwester, das Küchenmädchen und auch die Gönnerinnen der Anstalt betrachteten es als ein erfreuliches Zeichen, daß die erste, die zwischen den Oleanderbäumen hindurch einziehen sollte, Maria hieß und also den verheißungsvollen Namen des rettenden Hauses trug.

Es war lange darüber verhandelt worden, welchen Namen man wählen wolle. Die Frau Baronin hatte Magdalenenheim vorgeschlagen. Sie meinte, es sei für ein Asyl für gefallene Mädchen der richtige Name. Aber die Frau Doktor Meerheim hatte darauf aufmerksam gemacht, daß den Insassen des Hauses dieser Name wie eine Etikette ankleben würde. Sie bat daher um den freundlichen, zugleich hoffnungsvollen und verzeihenden Namen: Marienheim. Er wurde auch nach einem zuerst energischen, glücklicherweise aber kurzen Widerstand der höchsten Gönnerin des Hauses genehmigt und von der Frau Pfarrer Zimmerlein, der dritten Patronin, freudig begrüßt.

Es war gut, daß die Damen nicht darüber unterrichtet waren, daß Maria nur zur Hälfte so hieß, wie sie in dem Anmeldungsschreiben ihres Onkels genannt wurde. Ihr ganzer Name war Rose-Marie, der französischen Mutter zu Ehren oder eigentlich zu Ehren eines Romans, den die Welsche gelesen, als sie in Rose-Maries Vater verliebt war und in die Familie Strehlmeier eintrat. Ungern genug, lachend und spottend hatte sie sich den goldenen Reif an den Finger stecken lassen, eigentlich nur aus Uebermut und Neugierde, um auch einmal zu erfahren, wie sich die Liebe in der Ehe ausnahm. Lange brauchte sie nicht, um herauszufinden, daß das Familienleben nicht allen Naturen dieselbe Befriedigung gewähre. Sie betrachtete ihre Laufbahn als Ehefrau als abgeschlossen und begab sich auf weitere Forschungsreisen, ihr Töchterlein Rose-Marie dem Gatten lassend, der bald darauf an irgend einer bürgerlichen Krankheit starb und das Kind seinem Bruder, dem Dekan Strehlmeier empfahl. Dieser, dem die liederliche Mutter von je ein Dorn im Auge gewesen, schnitt den Namen der Kleinen in zwei Stücke und legte die eine Hälfte zu dem Korallenhalsbändchen, den weißen Schühchen, dem Spitzenkleid und dem rosafarbenen, flatterigen Häubchen in eine große Schachtel und nannte das Mädchen in erzieherischer Absicht nur noch kurz und streng: Marie. Die Kleine hatte zuerst mit dem Fuß gestampft und nach der farbigen und frühlingverheißenden Hälfte ihres Namens geschrieen, nannte sich später auch nie anders als Rose-Marie in dem sichern Gefühl, daß die paar Buchstaben wie ein bengalisches Feuer ihre reizende Person verklärten und in allen Farben schimmern ließen. Jetzt, nachdem das Mädchen die blutige Schande über die Familie gebracht, wurde ihr sogar noch der ehrliche Rest ihres Namens unterschlagen. Man nannte sie nicht mehr anders als „sie". Der Onkel Dekan zeigte dabei verächtlich mit dem Daumen über die Schulter, in den paar Tagen, die der Entdeckung von Maries Betragen, dem Strafgericht, das der Onkel schweren und empörten Herzens persönlich vollzogen, und der Anmeldung Maries als Pflegling des neu gegründeten Heims folgten.

Schwester Anna war nahe daran, des Wartens müde zu werden. Sie hatte schon dreiunddreißigmal an dem Strumpf herumgestrickt, als die beiden Wanderer endlich am Waldrand erschienen.

Der Onkel trug den Rock über dem Arm. Auf seinem breiten roten Gesicht standen die Schweißtropfen und rollten von Zeit zu Zeit über die fleischigen Wangen auf das weiße wollene Hemd hinunter. Auf seiner Stirne, die sich nach den Schläfen zu in rötlichem Haar verlor, krümmten sich wulstige, versteinerte Runzeln, die vor des Bruders unüberlegter Heirat, vor der Schwägerin Flucht und der Nichte Benehmen nur als leichte Linien darauf gelegen hatten.

Marie ging mit gesenkten Augen hinter ihm und ließ das Mäulchen hängen. Sie trug einen viel zu weiten und zu langen Regenmantel über der grellroten Bluse, die der Onkel nicht leiden konnte. Die Tante hatte ihr den Mantel geliehen, der am besten den leichtfertigen Tand deckte. Marie hatte sich demütig gefügt. Sie trug den einen Zipfel beim

Steigen in der Hand, der andere schleifte auf der Erde.

Schwester Anna ging den Ankommenden fast klopfenden Herzens entgegen. Freundlich bot sie dem Dekan die Hand und umfing dann Marie mit weit geöffneten Armen: „Gott segne deinen Eingang, Kind!" Tränen traten ihr in die Augen. In dieser einen begrüßte sie ja ihr zukünftiges Lebenswerk. Ihr inneres Auge sah einen ganzen Reigen Geretteter sie umschweben und ihr, sich zart verneigend und nach oben weisend, danken.

Marie ging bescheiden hinter der Schwester. Sie trug jetzt beide Mantelzipfel in der Hand und folgte der Vorangehenden zwischen den Oleanderbäumen hindurch, die ihre blumenreichen glühenden Zweige an die beiden Säulen aus Sandstein schmiegten, die den Eingang bildeten und einen kleinen Balkon trugen. Lautlos folgte sie der Schwester durch einen weiten, kühlen und kahlen Flur eine Treppe hinauf, die von einem kleinen runden Fenster erhellt wurde. Das Fenster hatte einen Sprung, doch hatte ihn das kunstfertige Küchenmädchen mit einem schwarzen Kleeblatt aus Papier verklebt.

Oben an der Treppe stand in einer Nische das Gipsbildnis des guten Hirten mit langen Haaren und einem sehr weiten Mantel. Marie dachte bei sich, daß der gute Hirte in einem solchen Gewand niemals seinen Schafen habe nachspringen können, und ließ, den Gedanken weiter ausspinnend, ihre Augen auf Gesicht und Gestalt der Schwester Anna ruhen. Es brachte sie zum Lachen, aber nur so lange, bis sie aus dem Halbdunkel der Treppe in den hellen obern Flur traten.

Schwester Anna führte Marie in einen Raum mit fünf Betten. Es hingen ein paar Bibelverse an den Wänden, und vor den Betten standen Stühle. Auf dem einen lag ein dunkelblaues Leinenkleid, über der Lehne ein kleiner weißer Kragen.

„So, Kind, nun zieh dich um und warte hier auf mich; ich werde inzwischen mit deinem Onkel reden," sagte sie. Dann trat sie einen Schritt näher. Sie nahm Maries Hände. „Bist du dir auch deiner Sünde ganz bewußt, mein armes Kind? Bist du bereit, auf dem guten Wege zu wandeln?"

„Ja," sagte Marie leise und bestimmt.

„Gottlob," dachte Schwester Anna und faltete die Hände über denen des Mädchens. Dann sprach sie ein Gebet. Marie sagte ihr die Worte nach, neigte den Kopf ein wenig auf die Seite und schloß die Augen fast ganz. Schwester Anna sah auch das, und ihr Herz hüpfte dankbar in ihrer Brust.

„Später kommen die Gönnerinnen der Anstalt," sagte sie, „und werden dich begrüßen. Ihnen verdankst du es, daß du hier sein darfst!"

Maries Gesicht drückte soviel Ehrfurcht, Demut und Dankbarkeit aus, als die Leiterin des Marienheims billig erwarten durfte.

Noch ermahnte sie Marie, sich mit dem Umkleiden zu beeilen, da der Kaffee warte, dann eilte sie hinunter, wo der Onkel Dekan in einem kleinen Zimmer ihrer harrte. Es enthielt nichts, das auf Kunst oder andern Leichtsinn der Bewohnerin hingedeutet hätte. Dekan Strehlmeier hatte sich von dem heißen Gang erholt und saß im Rock auf dem schwarzen Ledersofa.

„Liebe Schwester Anna, das Mädchen ist mit äußerster Strenge zu behandeln; sie hat sich schwere Vergehen zuschulden kommen lassen. Uebertretungen gegen das sechste, das siebente und das fünfte Gebot. Erwarten Sie nichts Gutes von ihr! Lassen Sie ihr nicht die kleinste Freiheit, sie würde sie mißbrauchen!"

„Aber Herr Dekan," rief die gute Schwester, „Sie sind in Ihrer gerechten Empörung doch wohl zu streng! Mir scheint Marie zu den besten Hoffnungen Anlaß zu geben. Sie sieht ihre Sünde ein, sie bereut sie."

„So," sagte der Dekan und hob die Brille mit zwei Fingern in die Höhe. „So, so?"

„Sie ist erfreulicherweise auf dem Wege zur Buße," fuhr eifrig die Schwester fort. „Sie steht am Kreuzweg, und wir wollen ihr helfen, den rechten Weg zu gehen."

„Das schon, das gewiß, liebe Schwester. Aber bedenken Sie: Das Blut ihrer Mutter, das ist mächtig in ihr und möchte, als ein bewehrter Riese, der Schwachen Herr werden!"

Dekan Strehlmeier heftete die Augen auf ein Astloch im Fußboden, das ihn störte, und seufzte.

„Ist nicht mit Gottes Hülfe der David des Goliath Meister geworden," rief voll Eifer Schwester Anna. Der Dekan schneuzte sich.

„Eine harte Züchtigung hat sie sich auf sich selbst besinnen lassen," sagte er. „Ein einfaches Leben, wie es ihr hier zuteil werden wird, soll sie im Streben nach dem Guten bestärken."

Er nahm Abschied von der Schwester, trotz allen Bitten, nicht ohne einen würzigen Kaffee den Heimweg antreten zu wollen.

Inzwischen hatte sich Marie des Mantels der Tante entledigt und ihn aufs Bett geschleudert. Darauf riß sie sich die übrigen Kleider vom Leibe und spazierte im Hemd in der großen Stube herum. Das Hemd war mit einer breiten Spitze eingefaßt und hatte rosaseidene Achselbänder. Marie suchte schnuppernd nach einem Spiegel, fand aber keinen. Sie stellte sich daher vor eine offene Fensterscheibe und lachte dem Kopf über dem Rosaband zu, machte ein verschmitztes Gesicht und fuhr sich mit einer komischen und Verachtung ausdrückenden Bewegung über die Nase. Dann holte sie sich das Hemd vom Stuhle; es verhielt sich zu dem ihrigen wie ein Kochbuch gegen einen Band lyrischer Gedichte. Sie zog nun das eine an und ließ das andere fallen, das sich so zart um ihre Füße schmiegte wie weiße und rosafarbene Blumen um eine zum Leben erwachte Statue. Mit dem Fuß schleuderte sie das feine Gewebe unter das Bett, nahm die groben Strümpfe, den schmucklosen Unterrock und zog sich zuletzt das Leinenkleid an, das wie ein Handtuch um sie herum hing. Dann trat sie wieder an das Fenster und streckte sich selbst die Zunge heraus. Sie stand vollständig fertig da, als die Schwester erschien, um sie herunterzuholen.

„Noch die Haare, liebes Mariechen, noch die Haare," bat die Gute, ängstlich auf den halb echten und halb unechten Haarwust zeigend, der Maries Haupt doppelt so groß erscheinen ließ, als es wirklich war. „Solch krauses Gewirr sind die Fäden, in denen der Teufel sich fängt!" Sie begann des Zöglings Haar mit einer großen Bürste scharf zu bearbeiten, daß sich bald auch das waghalsigste Härlein unter dem glatten Scheitel verkroch und für alle Zeiten sein Gelüste nach einem mutwilligen Tänzchen aufgab. Glatt lag das schwarze Haar um Ohren und Stirne. Als eine gebändigte Schlange lag es zusammengeringelt am Hinterkopf.

Unter dem Bett zog die Schwester ein paar schwere genagelte Schuhe hervor. Marie schlüpfte hinein und trampelte, äußerlich und innerlich ein neuer Mensch, hinter der Schwester her ins Eßzimmer hinunter, wo an einem langen leeren Tisch mit einem geblümten Wachstuch der Kaffee eingenommen wurde.

Schlag fünf Uhr fuhr ein Wagen vor. Schwester Annas Gesicht nahm sogleich den Ausdruck an, den die Ankunft dieser hohen Gönnerin bedingte.

„Warte, bis ich dich rufe!" sagte sie zu Marie, um eine Note strenger, als sie sonst zu ihr gesprochen. Dann eilte sie hinunter, den Ankommenden entgegen. Die Frau Baronin brachte gewöhnlich auch die junge Frau des Hofarztes mit. Frau Pfarrer Zimmerlein dagegen mußte stets zu Fuß gehen, woran sie sich in ihrer wahrhaften Bescheidenheit und Harmlosigkeit nie stieß.

Die beiden Damen betraten den Betsaal, in dem auch Feste und Konferenzen abgehalten werden sollten. Die Baronin wehte hinein wie eine Pappel, lang und dünn, alles lispelte und raschelte an ihr von angeborener Magerkeit, Spitzen und Seide. Sie stand vor ihrem sechsundsechzigsten Geburtstag. Sie war Präsidentin einer jeden Sache, der sie sich annahm, liebte den Widerspruch nur dann, wenn sie selbst es war, die ihn handhabte, und befand sich in ehrlicher Unkenntnis über die Beschaffenheit ihrer Wohltätigkeit, die groß, kühl und steif war und nur in eine einzige Form paßte.

Frau Doktor Meerheim sah wie ein Kind zu der hohen Freundin auf — Freundin nicht im gewöhnlichen bürgerlichen Sinn genommen — und verehrte sie blind. Aus einer reichen, frommen und abgerundeten Familie entlassen, ging sie an der Hand ihres ausgezeichneten Mannes wie in einem Blumengarten durch das Leben. Ihr Herz klopfte ängstlich, wenn sie von den Verlorenen hörte, die hinter dem Gebüsch hin- und herhuschten und jenseits des Stromes, der sie von ihnen trennte, ihr Wesen trieben. Daß gerade sie zur Patronin des Marienheims gewählt wurde, hatte Doktor Meerheim ein herzliches Lachen abgenötigt, um dessentwillen er seine Frau um Verzeihung zu bitten hatte; denn sie nahm ihre neue Würde ernst. Er hatte sich, um ihr mit Rat und Tat beistehen zu können, ebenfalls in den Vorstand aufnehmen lassen.

Die junge Frau saß auf einem Stuhl rechts neben dem Rednerpult, und die Frau Baronin saß links davon. Schwester Anna stand vor den beiden, eifrig den Eindruck beschreibend, den die erste eingelieferte Sünderin auf sie gemacht.

„Das liebe Mariechen scheint von Herzen reuig zu sein," sagte sie mit etwas leiserer Stimme als gewöhnlich. „Sie ist außerordentlich hübsch, was ihr als Entschuldigung angerechnet werden muß."

„Wieso?" fragte die Baronin und führte ihr goldenes Lorgnon, das an einer langen Kette an ihrem Gürtel hing, ans Auge. Verlegen sah die Schwester auf.

„Ja, ich meine... Ich möchte mir erlauben zu sagen, daß es leichter ist, brav zu bleiben, wenn man häßlich ist."

„Warum?" fragte unerbittlich die Baronin.

„Weil man doch weniger in Versuchung kommt," sagte die gute Schwester und wurde rot; denn sie fürchtete, die Baronin könnte sie im Verdacht haben, das Laster beschützen zu wollen.

„Ich wüßte doch nicht," korrigierte die hohe Gönnerin und betrachtete Schwester Anna durch ihr Lorgnon. „Tugend ist ihrer sicher, ob sie aus schönen oder häßlichen Augen blickt! Meinen Sie nicht, liebe Frau Doktor?"

„Ich weiß es gar nicht recht," sagte das kleine Frauchen. „Ich habe gar nie eine Versuchung erlebt. Aber ich glaube, daß ich sie sicher überwunden hätte."

„Ohne Zweifel," sagte die Baronin. Das Lorgnon klappte zu. Schwester Anna durfte in ihrem Bericht fortfahren.

„Sie ist zerknirschten Herzens," sagte sie. „Wir werden Freude an ihr erleben dürfen, und unsere Arbeit an diesem Herzen wird nicht umsonst sein."

Das gelbliche lange und das rosige runde Gesicht ihrer Zuhörerinnen zeigten klar die Wirkung dieser Worte. Als die Schwester fortfahren wollte, ging die Türe auf, und die Frau Pfarrer Zimmerlein trat ein. Sie hinkte ein wenig, und ihre Schritte hallten in dem großen Saal. Sie wurde befangen und ging langsam auf die Damen zu. Gnädig nickte die Baronin, und freundlich bot ihr die Doktorin die Hand. Die Pfarrerin setzte sich neben sie, sodaß die drei Stühle in einer Reihe standen.

Schwester Anna holte ihre Schutzbefohlene, die wenige Augenblicke darnach vor den Frauen erschien, nicht aufsah und das Kinn auf die Brust gesenkt hielt. Die Präsidentin begann eine kleine Rede, die wohlpräpariert war und sich wie ein schönes Gemälde vor den Zuhörerinnen aufrollte. Der Pfarrerin traten Tränen in die Augen ob des Sumpfes oder vielmehr Abgrundes, an dessen Rand junge Personen ahnungslos wandelten. Schwester Anna aber empfand einen freudigen, derben Tatendurst, der fest und sicher dastand, sich die Hemdärmel heraufstreifte und sich freute, an der Rettung dieser weitverirrten Seelen kräftig mithelfen zu dürfen.

„Liebe Marie," lispelte die Baronin zum Schluß, „wir hegen die beste Hoffnung, daß du in demütigem Gehorsam gegen deine Vorgesetzten, in unverbrüchlichem Glauben an die Gnade deines Er-

Ernst Würtenberger, Zürich. Mädchenbildnis (1911).

Phot. Ph. & E. Link, Zürich.

lösers und in zerknirschter Reue über dein Leben einen neuen Weg einschlagen wirst, auf dem dir vorwärtszuhelfen wir alle uns bemühen werden. Willst du das, so antworte mit einem lauten Ja!"

Marie sagte leise und deutlich: Ja. Sie legte dabei beteuernd ihre Hand auf ihren feinen und runden Busen, der sich allerdings unter dem schlotterigen Leinenkleid nicht mausig machte. Es war ein leises Fibrieren der Ergriffenheit in ihrer Stimme, auch fiel ein Sonnenstrahl durch einen der Bäume aus dem Garten Gethsemane am mittleren Fenster auf ihr Gesicht, daß es blaß und wehmütig zwischen den glatten dunkeln Haaren stand.

Die Herzen des weiblichen Pflegamtes, von allen diesen Zeichen einer beginnenden Umkehr gerührt, neigten sich dem sündigen Mädchen zu, wobei zu beachten ist, daß dasjenige der Präsidentin sich in den maßvollen Schranken hielt, die ihre Geburt, ihre Würde, ihr Alter und ihr Temperament erforderten. Das jugendliche und unkluge Organ der Frau Doktor aber ging im Galopp mit ihr durch. Sie überschlug in aller Eile, was sie bei einem späteren Austritt Maries aus der Anstalt werde für sie tun können, legte in Gedanken einen Haufen Kleider und Wäsche für sie beiseite, überlegte, ob eine Stelle als erstes Stubenmädchen in ihrem Hause nicht durchaus passend wäre, da Marie ja infolge ihres leichtsinnigen Lebens doch kein höheres Amt mehr werde bekleiden können. Die junge Gönnerin hatte Marie schon glücklich verheiratet, hatte versprochen, bei dem ersten Kind Patin zu sein, und strickte eben an einem Jäckchen für das Erwartete, als sie erschrocken auffuhr; denn die Frau Präsidentin forderte mit ihrer ein wenig harten und nicht sehr musikalischen Stimme zu einem Gebet auf. Dieses folgte, und die Damen verabschiedeten sich. Die Frau Baronin schlängelte sich in ihre Equipage, die junge Doktorin setzte sich auf den Rücksitz ihr gegenüber, und die Pfarrerin ging, ein wenig hinkend, die Blumenwiese entlang. Sie pflückte Akaley und Hahnenfuß, fügte im Wald Farrenkräuter und junge hellgrüne Tannensprossen hinzu und langte nach einer Stunde staubig und zufrieden zu Hause an. Schwester Anna aber setzte sich mit Marie auf die Bank neben den Oleanderbäumen zum Kartoffelschälen, wobei sie dem Mädchen die ersten Verse eines Bußliedes so lange vorsagte, bis sie es auswendig wußte. Dann sangen sie das Lied zusammen, und Marie legte viel Inbrunst in die Worte, die Schwester Anna langer Gewohnheit zufolge mit einer leichten Neigung ihrer Stimme zur Abgenutztheit, aber dennoch schön und innig mit ihr sang.

(Schluß folgt).

Eine Schweizer Künstlerin am Hoffest.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Aus dem unveröffentlichten Tagebuch von Clara von Rappard (1857—1912).

Mit zwei Tuschskizzen der Künstlerin.

Berlin, 29. Dezember 1882.

Windig warm. Vergebliche Wohnungsrennerei in unmöglichen, riesengroßen öden Quartieren. Die notwendigsten Verhältnisse immer abscheulich. Hotels auch überfüllt, alles in großem Trouble wegen der Hoffeste. Besuche gemacht; Geschenke ausgetragen. Wir erfahren zum Glück, daß Gräfin Oriollas Wohnung (die in Rom ist) noch zu vermieten ist. Die andere Hälfte haben v. Gerlachs. Sie ist Potsdamerstraße, nahe der Brücke.

Großer Salon nach vorne, nach hinten Küche und zwei sehr gemütliche kleine Schlafzimmer mit unendlichen Büchergestellen, Zeichnungen und Aquarells von Oriollas an Türen und Wänden. Factotum, die uns die Wirtschaft besorgt, können wir mit übernehmen. Sehr erwünscht. v. Gerlachs — ein altes Pärchen — sind äußerst behagliche Nachbarschaft.

Alle Welt spricht jetzt nur noch von den bevorstehenden Festen zur silbernen Hochzeit des Kronprinzen. Munni *) kommt auf den kühnen Gedanken — ich solle auch mitmachen — da es so viel Bekannte tun. Mutter Pritzelwitz sagt, dann müßte ich auch die Schleppencour, d. h. die Vorstellung bei der Königin mitmachen. Die Schwierigkeit ist nur, die betreffende Mutter zu finden, die einen vierten Platz im Wagen frei hat. Mutter Gisela Grimm schlägt Frau v. Rohr, Röders, Harrachs, Mutius 2c. vor, endlich arrangiert es sich aber mit Gräfin Bernstorff, die noch keine Töchter auszuführen hat, deren Mann Kammerherr und quasi unser Verwandter ist, da Mamas Großmutter eine Gräfin Bernstorff und Hofdame am Mecklenburger Hofe war.

Vor allem habe ich nun für eine Courschleppe zu sorgen, und während Mama den Umzug besorgt, gehe ich mit Joh. v. Pritzelwitz zu Gerson, um die vorschriftsmäßig 3 Meter 60 lange Schleppe und das Kleid zu besorgen. Wir wählen gelblichrosa Atlas (so fast wie Teerosen).

*) Mutter der Verfasserin.

Gräfin Bernstorff stellt mich der Gräfin Perponcher vor. Sie wohnen Ecke des Leipziger Platzes, 2. Etage, in schönen, luftigen Räumen. Während fortwährend Besuche zirkulieren, treffen wir es sehr günstig in einer Pause, und ich kann der alten Dame allerlei erzählen, was ihr interessant ist. Wenigstens hören sie alle sehr liebenswürdig zu. Auf dem Heimweg mit Bernstorffs verabreden wir, was noch zu tun sei — nämlich Karten bei den Gesandtschafts- und Ministerdamen abgeben.

Zu diesem Zweck fahre ich mit Mama herum und Gerlachs Diener, den uns diese stets zur Verfügung stellen und der unsere und Bernstorffs Karten zusammen abgibt, wie diese geraten hatten. Persönlicher Empfang ist dabei weiter nicht nötig. Auch die mit der Courschleppe bewanderte Schneiderin ist mir von Gräfin Bernstorff empfohlen und auch der Hoffriseur, der mit dem zu tragenden Schleier Bescheid weiß. Ich habe viel Lauferei, um den weltlichen Tand zu besorgen, während Mama unterdessen unsere Wohnung gemütlich einrichtet.

Gräfin Eulenburg besorgt noch, daß ich als Mitwirkende zu dem Kostümfest komme und in den Minnezug eingereiht werde, während Röders, die mir so viel davon vorgeschwärmt hatten, garnichts tun konnten und immer davon erzählten, ich sollte doch als Fischermädchen hingehen, was wundervoll herausgekommen wäre zwischen diesem pompösen, künstlerisch geordneten Aufzug, wo jede Rolle und jedes Kostüm genau von den Künstlern — Grafen Harrach, Maler Döpler und v. Heyden vorgezeichnet war.

Ueberhaupt zeigte sich der „Harem" im allgemeinen nicht sehr entgegenkommend in diesem Fall. „Suum cuique" war die Losung, die zum stürmischen Selbst-Feldgeschrei anwuchs, jemehr sich der Zeitpunkt des Auftretens nahte. Jede Mutter, Cousine oder Tante hatte eine oder mehrere Puttchen unterzubringen und stieß rücksichtslos jeden Mitbewerber beiseite, vor allem aber wegen der Teilnahme am Festzug.